

»Ambivalenzen der Selbstsorge. Feministische Perspektiven«

Fachtagung des Forschungsnetzwerkes Gender Care Justice am 24.02.2017 an der Universität Innsbruck

Vortrag: Prof. Dr. Alexandra Rau

Taking care - but what for and how?

Selbstsorge-Verhältnisse im neoliberalen Post-Wohlfahrtsstaat¹

Zunächst einmal einen schönen guten Tag und herzlichen Dank sowohl für die Einladung – ich freue mich sehr, hier sprechen zu dürfen – als auch für die freundliche Vorstellung.

Ich habe den Titel ein wenig verändert – er ist damit begrifflich genauer geworden: »Taking care - but what for and how? Selbstsorge-Verhältnisse im neoliberalen Postwohlfahrtsstaat«. Und ich will zu Beginn einräumen, dass sich mein Blick auf die Entwicklungen in Deutschland bezieht bzw. beschränkt.

Was will ich hier zur Diskussion stellen? Bzw. Wie will ich denn die Thematik »Ambivalenzen der Selbstsorge« bearbeiten?

Dass die Praxis des Sorgens im allgemeinen – das Taking care – seit der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise und der bürgerlichen Gesellschaft sowohl feminisiert als auch als Privates eingehegt und gesellschaftlich abgewertet ist, das weiß und problematisiert die feministische Forschung schon vergleichsweise lange (stellvertretend: Bock/ Duden 1977, Federici 1975). Interessant ist gleichwohl die Frage, wie sich das eigentlich im Kontext der westlichen Gegenwartsgesellschaft, die ich hier mit dem Begriff »neoliberaler Post-Wohlfahrtsstaat« markiert habe, also heute, verhält (vgl. Kessl/Otto 2009). Und darum werden meine Überlegungen kreisen – mit spezifischem Bezug auf Selbstsorge.

Den Kerngedanken und damit auch meine Perspektive auf die Thematik, will ich dem Vortrag voranstellen: Analytisch ist mein Blick maßgeblich durch das Foucaultsche Konzept der Gouvernamentalität informiert. Das heißt, ich gehe davon aus, dass Selbstsorge – als Begriff,

¹ Der Vortrag fußt in weiten Teilen auf meinem 2012 erschienenen Aufsatz: »Von der Müdigkeit, für sich selbst sorgen zu müssen. Selbstsorge und Geschlecht im Neoliberalismus«. In: Jansen, Mechthild et al.: Selbstsorge als Thema in der (un)bezahlten Arbeit. Wiesbaden, S. 45-61

Diskurs und Praxis – in der Tradition der sogenannten Technologien des Selbst steht, und somit auch, dass sie Teil der Formgebung des Subjekts ist. Ich arbeite somit nicht mit einem emphatischen Begriff von Selbstsorge, sondern betrachte sie als spezifische Arbeit an sich Selbst.

Konkret will ich zeigen, dass Selbstsorge heute zu einem wesentlichen Moment gegenwärtiger Regierungsweisen geworden ist und sich hier neue Ambivalenzen und Widersprüche entfalten. Dies impliziert den Gedanken, dass das Neue nicht allein in einer radikalisierten Abwertung von Sorgearbeiten besteht, so wie es etwa 2015

Aulenbacher et al. instruktiv als Sorglosigkeit des Kapitalismus und als Prekarisierung von Selbst- und Fürsorge beschrieben haben. Vielmehr denke ich, dass das Reden *über* und das Tun *von* Selbstsorge dabei gleichzeitig angereizt, d.h. permanent hervorgebracht, vervielfältigt und angestachelt werden, und zwar auf privatisierende Art und Weise. Es gibt in dieser Perspektive also eine Gleichzeitigkeit von Prekarisierung und Anreizung – wobei in meinem Vortrag das Augenmerk auf Letzterem liegt, der Anreizung.

Dies will ich nun im Folgenden genauer darlegen und dafür in einem ersten Schritt zeigen, dass gegenwärtig nicht nur *die eine* Selbstsorgeform zu finden ist, sondern es mehrere Typen gibt und diese sich voneinander unterscheidende Rationalitäten aufweisen: Die Selbstsorge des unternehmerischen Selbst, deren Rationalität sich an Erfolg und Wettbewerb ausrichtet, dann die Selbstsorge des aktiv(iert)en Selbst, die im Kontext eines Aktivierungsparadigmas steht und schließlich eine therapeutische Selbstsorge eines wahren/authentischen Selbst, deren Rationalität auf Wachstum der Persönlichkeit, aber auch auf Schutz des Individuums zielt. Der letzten Selbstsorgeform werde ich mich besonders widmen, da insbesondere sie es ist, von der aus sich Ambivalenzen entfalten.

Vor dieser Folie werde ich dann in einem zweiten Schritt spezifischer Bezug nehmen zur Frage des Geschlechts. Im Konkreten will ich die Subjektposition Mutter unter dem Aspekt der skizzierten Selbstsorgeformen – zumindest ansatzweise – betrachten. Und dass es bei diesen Erörterungen häufig um Ambivalenzen geht, greife ich im letzten Punkt dann resümierend und unter der Frage von möglichen Kämpfen auf.

Damit komme ich zum ersten Punkt: Der Rekonstruktion verschiedener Selbstsorgeformen.

(I) Selbstsorgeformen im neoliberalen Post-Wohlfahrtsstaat

Ich beginne mit der Selbstsorge des unternehmerischen Selbst, die im Kontext des neoliberalen Projekts verortet ist.

Neoliberale Programmatik – und die Sorge des unternehmerischen Selbst

Mit dem Schlagwort Neoliberalismus wird bekanntlich ein herrschaftsförmiger Umbau der Gesellschaft, seit spätestens Ende der 1980er Jahren, markiert (vgl. Bourdieu 1998).

Diesem Herrschaftsprojekt liegt die Überzeugung zugrunde, dass allein der freie Markt und das Prinzip von Wettbewerb die zentralen Steuerungsmechanismen einer Gesellschaft zu sein haben, damit sie funktionsfähig ist und Wohlstand erzeugt wird. In dieser Perspektive darf entsprechend der Staat nicht oder nicht zu stark in die ökonomischen Prozesse eingreifen, sondern hat seine Aufgabe darin zu finden, geeignete Rahmenbedingungen für das sogenannte freie Spiel der Kräfte zu schaffen (vgl. Butterwegge et al. 2007, Steinert 2008). Nicht unwesentlich ist dabei, dass es unter verschärften globalen Wettbewerbsbedingungen auch darum ging, sowohl »Poren der Arbeitszeit« (MEW 23, 432) ein weiteres Mal zu schließen als auch darum, neues »Land« im Sinne Luxemburgs für die Interessen des Kapitals zu erschließen. Zudem lässt sich mit Teresa Brennan sagen, dass das Kapital in seinem profitgetriebenen Interesse daran, die Reproduktionskosten der täglichen Arbeitskraft zu senken, deutliche Beschleunigungsdynamiken hervorgebracht hat, die zu etwas führen, was sie Bio-Deregulierung genannt hat: Eine Deregulierung des Lebens, bei der die Zeit für individuelle Reproduktion, Regeneration drastisch verkürzt ist (vgl. 2003).

Für meine Argumentation ist nun entscheidend, dass, wie Frigga Haug es pointiert hat, das neoliberale Projekt auch beinhaltet, einen »neuen Menschentyp« zu schaffen (2012, 80), es also auch um die Produktion einer neuen Subjektivierungsweise geht. Wie die Anrufung dieses neuen Menschentyps aussieht, plakatiert Alex Demirovic, wenn er schreibt: »Alle, vom Kleinkind bis zum Rentner, vom Kindergarten bis über die Hochschule bis zum Wasserwerk, sollen sich unternehmerisch verhalten, sollen im Wettbewerb die Erstplatzierten und Exzellenten, niemand und nichts darf einfach nur gut sein« – (Demirovic 2008, 17). Und tatsächlich ist der Neoliberalismus etwas, das weder auf die Wirtschaft beschränkt ist, noch allein das Soziale überformt oder in Besitz nimmt, sondern das die gesellschaftliche

Existenzweise als solche verändert hat. Mit ihm wurde das Modell des Unternehmens gesellschaftlich als Lebensweise verallgemeinert: „Unternehmer seiner selbst“ zu sein (Foucault 2004/1979, S. 314), ist für das Individuum heute Norm wie Selbstverständlichkeit geworden (vgl. Harvey 2007). Und mein Punkt in diesem Zusammenhang ist nun, dass in diesen neuen Menschentyp auch eine ihm entsprechende Form der Selbstsorge eingeschrieben ist. Konkretisieren lässt sich dies durch die Betrachtung von lohnarbeitenden Menschen und in Bezug auf den sogenannten Arbeitskraftunternehmer, wie ihn Günther Voß und Hans Pongratz bezeichnet haben (Voß/ Pongratz 1998). Mit dem Arbeitskraftunternehmer behaupten sie, dass sich die Form von Arbeitskraft in den 90er Jahren gewandelt hat und ein neues normatives Leitbild in der Arbeitswelt etabliert wurde. Die Bezeichnung Arbeitskraftunternehmer drückt dabei aus, dass Beschäftigte zu ihrer eigenen Arbeitskraft – und in diesem Sinne zu sich selbst – ein unternehmerisches Verhältnis ausbilden, also sie sich zu sich selbst wie ein Unternehmer verhalten bzw. verhalten müssen. Dieses unternehmerische Verhalten-müssen bildet sich den Autoren nach – idealtypisch – in drei Dimensionen ab: Erstens zeigt sich dies nach Voß und Pongratz in einer veränderten Kontrollpraxis, die darin besteht, dass nun vor allem auf die Selbstkontrolle der Arbeitskräfte gesetzt wird. D.h., dass das Management kein Interesse mehr daran hat, den gesamten Arbeitsprozess detailliert vorzugeben und zu kontrollieren, sondern die Beschäftigten dies nun selbst erledigen sollen. So geht es schlicht darum, dass das Ergebnis oder die Kennzahlen stimmen, der Weg dorthin ist den Beschäftigten als deren Aufgabe überlassen (vgl. Gleißmann/Peters 2001). Arbeit mit Zielvorgaben ist hier der Klassiker. Zweitens muss der Arbeitskraftunternehmer der Programmatik nach sich selbst ökonomisieren. Damit ist gemeint, dass Arbeitskräfte selber dafür sorgen müssen, *die* Qualifikationen zu erwerben, die sie für ihre Arbeit brauchen. Dies beinhaltet auch, die vorhandenen Kompetenzen selbst auf dem Markt erfolgreich feil zu bieten. Damit sind Beschäftigte dazu angehalten, sich selbst, im Zweifelsfall auch in ihrer Freizeit – fortzubilden und für ihre ›Beschäftigungsfähigkeit‹ zu sorgen. Drittens gehört zum unternehmerischen Sein auch eine sogenannte Selbst-Rationalisierung. Dieser Terminus reflektiert, dass der Bereich des Privaten beim Arbeitskraftunternehmer verstärkt den Zwecken der Erwerbsarbeit unterstellt wird, zumal auch die neuen Technologien es möglich machen, zu jeder Zeit und auch von Zuhause aus zu arbeiten. Dies bringt mit sich, dass die im Fordismus geltende Grenze (für den männlichen Arbeiter) zwischen Arbeit und Privatsein zu Fall gebracht ist und damit unklar wird, wer man gerade im Selbstverständnis ist.

Das heißt in summa, dass unter dem Vorzeichen des Neoliberalismus Beschäftigte mit einer bestimmten Erwartungshaltung konfrontiert werden. Sie sollen, obwohl sie formal keine Unternehmer sind, ein unternehmerisches Selbst ausbilden und lernen, nach ökonomischen Prinzipien zu handeln. Und mein Vorschlag ist, genau dies auch als Ausbildung einer neuen Form der Selbstsorge zu lesen; eine, bei der die Verantwortung, mit Marktlogiken umzugehen, auf das Individuum übertragen wird. Als Arbeitskraftunternehmer adressiert, müssen sich Beschäftigte nun Sorgen um Dinge machen, die vorher nicht in den Bereich ihrer Sorgen fielen, um als Arbeitskräfte zu bestehen. Die eigene Arbeit gut machen, bedeutet hier immer schon erfolgreich zu sein, sich entgrenzt leistungsfähig zu zeigen, sich im Konkurrenzkampf zu bewähren - und schlicht sehr viel und sehr schnell zu arbeiten. Das Unternehmerisch-Sein wird so letztlich zu einem normativen Maßstab der Selbstsorge für das Individuum in seinem Selbstverhältnis als Arbeitskraft.

Neosozialität – und die Selbstsorge des aktiv(iert)en Selbst

Die unternehmerische Selbstsorge ist jedoch nicht die einzige neoliberale Selbstsorgeform. Eine weitere lässt sich nachzeichnen, wenn man die Perspektive auf den Sozialstaat verschiebt und hier nach den Wirkungen des Neoliberalismus fragt. Ich beziehe mich dafür im Folgenden hauptsächlich auf die Arbeiten von Stephan Lessenich zum Wandel des deutschen Sozialstaats und auf das, was er als Neosozialität bezeichnet hat (Lessenich 2008).

Mein Punkt ist hier, dass der Neoliberalismus sehr starke soziale Verwerfungen und Armut mit sich gebracht hat – das Stichwort ist hier Prekarisierung von Arbeits- und Lebensverhältnissen, Susanne Völker wird später sicherlich mehr dazu sagen –. Jedenfalls hat der Neoliberalismus dazu geführt, dass wesentlich mehr Menschen als noch im Fordismus auf soziale Infrastrukturen angewiesen sind, aber er genau in dieser Situation die Logiken sozial- bzw. wohlfahrtsstaatlicher Unterstützung umschreibt und damit aus meiner Sicht auch eine neue Selbstsorgeform ins Spiel bringt. Und damit komme ich zu Lessenich.

Interessant sind seine Überlegungen zunächst, weil er meint, es greife zu kurz, wenn mit Blick auf den deutschen Sozialstaat nur von der Erosion des Wohlfahrtsstaats gesprochen wird. Ihm zufolge findet weniger ein Abbau als vielmehr ein Umbau des Sozialstaats statt. Die sozialwissenschaftliche Diagnose der Transformation vom welfare zum workfarestate und damit verknüpft einer Engführung sozialer Teilhabe auf Erwerbsarbeit (vgl. Wohlfahrt/

Dahme 2002), bestätigt sicherlich diesen Gedanken. Das Neue besteht nach Lessenich vor allem jedoch darin, dass das Verhältnis von bedürftigem Individuum und sozialleistungsgebender Gesellschaft neu verhandelt wird und so auch das gesellschaftliche Verständnis des Sozialen (vgl. Lessenich 2008). Habe die Rationalität des fordistischen Wohlfahrtsstaats maßgeblich darin bestanden, dass die Gemeinschaft dazu verpflichtet ist, in solidarischer Haltung für jene Individuen zu sorgen, die durch die Widersprüche der Gesellschaft zerrieben werden – und in diesem Sinn, dass das notleidende Individuum als Rechtssubjekt sozialer Leistungen zu betrachten ist –, so verhalte sich dies gegenwärtig genau umgekehrt: Sozial verpflichtet sei heute das Individuum gegenüber der Gemeinschaft. Wenn ich mich also als Bezieher_in von Sozialleistungen nicht ausreichend um einen neuen Arbeitsplatz oder meine Beschäftigungsfähigkeit kümmere, dann werde dies als unsolidarisch der Gemeinschaft gegenüber – ja, mehr noch - als unsozial gewertet. Die Rede vom angeblichen ›Ausruhen in der sozialen Hängematte‹ in diesem Kontext gibt es sicherlich in ähnlicher Weise auch in Österreich. Das heißt jedenfalls nach Lessenich, dass das bedürftige Individuum sich aktiv und eigenverantwortlich zeigen muss, um den Bezug von Sozialleistungen zu rechtfertigen: Es müsse tatkräftig unter Beweis stellen, selbst alles dafür zu tun, die eigene soziale Misere zu beheben bzw. auch proaktiv dafür sorgen, gar nicht erst der Gemeinschaft »sozial zur Last« zu fallen. Aber mehr als das, nach Lessenich verbindet sich mit dem Aktivierungsparadigma auch eine spezifische »Moralökonomie« (ebd., 119), was er für den Gesundheitsbereich besonders eindrücklich veranschaulicht. So zeigt er mit Verweis auf die Inflation von Präventionsprogrammen – vom Kindesalter bis ins hohe Alter – , dass hier eine gesellschaftliche Vorsorgelogik installiert wird, die mit dem Fingerzeig operiert, wir könnten immer noch mehr für uns tun, um das eigene Verhalten in krankheitsvermeidender Absicht zu ändern. Wer also nicht aktiv ist, Sport treibt, mit dem Rauchen aufhört, das Gewicht reduziert, sich genügend entspannt etc. kommt – so der stille Vorwurf dahinter – der Gemeinschaft teuer zu stehen. Moralisch übersetzt läuft dies auf die einfache Formel hinaus, dass diejenige, die nicht gut für sich sorgt und krank wird, nicht nur selber schuld ist, sondern sich selbst schuldig macht, eben an der Gemeinschaft. Der damit aufgebaute moralische Rechtfertigungsdruck ist historisch nicht neu, er wird im Kapitalismus immer schon gern im Diskurs des »faulen Arbeitslosen« mobilisiert (ebd., 119). Neu ist aber, dass er jetzt potentiell auf alle Nutzer_innen öffentlicher Daseinsvorsorge ausgeweitet wird und damit das sozialpolitische Schuldverhältnis – wer trägt Schuld und damit die Verantwortung: die Gesellschaft oder das Individuum – im Vergleich zum fordistischen

Wohlfahrtsstaat tatsächlich umgekehrt ist (vgl. ebd.) So lässt sich schließlich mit Kessl und Otto sagen, dass die sich ausbildende »Post-Wohlfahrtsstaatlichkeit« kein »Ergebnis einer völligen Neuprogrammierung, aber Ausdruck einer *umfassenden Re-Programmierung des Sozialen*« ist (2009, 10, Herv.i.O.).

Um das Thema Selbstsorge hier wieder aufzunehmen, so denke ich, dass auch hier – im Horizont von Neosozialität und Aktivierungsrationalität – eine weitere Selbstsorgeform lebt. In ihr ist der normative Auftrag eingeschrieben, zum Wohle der Gemeinschaft und aus Kostengründen (pro)aktiv zu sein – das heißt, ein aktives Selbst auszubilden, das selbst die Verantwortung dafür übernimmt, sozial integriert oder integrierbar zu werden. Dieses Selbst ist ein sozial entrechtetes Selbst. Seine Sorge wird begleitet durch Rechtfertigungszwänge und Schuldzuweisungen, sie wird getrieben durch die moralische Pflicht getrieben, der Gemeinschaft keine Sorgen zu machen. Und ebenso wie bei der unternehmerischen Sorge handelt es sich hierbei um eine Privatisierungspraxis, da auch bei der Selbstsorge des aktiven Selbst gesellschaftliche Struktur- und Verursachungszusammenhänge von der Bildfläche verschwinden.

Psychopolitik – therapeutische Selbstsorge des wahren Selbst

Nun kommt jedoch meiner Überzeugung nach noch eine weitere Selbstsorgeform ins Spiel, eine therapeutische, bei der die Sache komplizierter wird, denn sie tritt mit dem Versprechen an, das »wahre Selbst« des Individuums gegenüber den Spitzen der unternehmerischen und aktivierenden Anrufungen schützen zu können. Zumindest findet sie ihren Einsatz häufig tatsächlich dort, wo das unternehmerische und das aktivierte Selbst im Sinne dessen, was Brennan Bio-Deregulierung (Deregulierung des Lebens) genannt hat, physische und psychische Grenzen des Individuums und seines Körpers überschreiten (Brennan 2003, 20) und sich Zustände der Erschöpfung, des Gehetztseins oder soziale Isolation zeigen (vgl. ebd., 25).

Die oftmals in diesem Kontext in Anschlag gebrachte therapeutische Selbstsorge erscheint daher oft als »gute« Praxis – und häufig wird wenn von Selbstsorge ganz allgemein gesprochen wird im Grunde nur diese Sorte der Sorge gemeint. Ich denke aber, dass diese Einschätzung zwar einerseits stimmt, aber es so einfach nicht ist. Und dies hat damit zu tun, dass ich diese Form der Sorge im Kontext einer neueren Machtform verorte – eine, die ich

Psychopolitik genannt habe. Psychopolitik deshalb, weil die Psyche gesellschaftlich betrachtet aus meiner Sicht im letzten Jahrhundert ein zentraler Punkt für politische und ökonomische Adressierungen des Subjekts geworden ist (vgl. Rau 2010), und zwar *so* stark, dass sie heute eine neue Regierungsweise im Sinne Foucaults charakterisiert.

Um dies kursorisch nachzuvollziehen, will ich historisch zurückblicken und strategisch beim sogenannten Psychoboom der 1970er Jahre einsetzen, da er mit Blick auf die Geschichte der Bundesrepublik ein wesentlicher Ausdruck und Motor der Herausbildung der Psychopolitik ist. Mit ihm nämlich werden nicht nur »Psychowaren« in verstärktem Maße produziert und vermarktet (Castel et al. 1982). Vielmehr werden im Zuge dessen vor allem das Alltagsleben, die sozialen Praktiken und das Denken der Menschen zunehmend durch ein psychologisches Wissen angereichert und schließlich nachhaltig durch eine »Psycho-Logik« überformt (vgl. Sonntag 1988). Dies zeigt sich exemplarisch in der starken Expansion der Ratgeber- und Selbsthilfekultur zu dieser Zeit. Besondere Relevanz für dieses Phänomen kommt aber insbesondere der Psychotherapie und ihrer Vervielfältigung zu, Gesprächspsychotherapie, Sexual-, Kunst- oder Gruppentherapie sind nur einige der Formen, die sich hierbei gesellschaftlich durchsetzen können. Auch die psychotherapeutischen Variationen, wie die Beratung oder esoterische Ansätze sind wichtige Transportriemen ab den 1980er Jahren, durch die es gelingt, eine populäre Psychologie des Alltags zu schaffen. In ihrem Gesamtzusammenhang verweisen diese Entwicklungen darauf, dass die Psychologie als Disziplin und gesellschaftliche Akteur_in in der Mitte des 20. Jahrhunderts eine Wende vollzieht: Sie verschiebt durch die Idee der Therapie ihre bis dahin hegemoniale Ausrichtung auf das naturwissenschaftliche Experiment hin zu einer heilenden Aufgabe. Das Modell, das dafür Pate steht, ist freilich die Psychoanalyse Freuds. Entscheidend ist dabei, dass ausgehend von der Psychoanalyse alle die ihr nachfolgenden Ansätze nicht das Pathologische, sondern das Normale als ihr Arbeitsfeld erkennen und dadurch bislang unerschlossene Bevölkerungsgruppen einer therapeutischen Sorge zugeführt werden. In der Folge gehören die »ganz normalen Menschen« zu ihrem Adressat_innenkreis, mit eben ihren »ganz normalen« Problemen des Alltags. Die »Therapie für Normale« setzt dabei die Vorstellung voraus, dass der Mensch dazu imstande ist, seine inneren und äußeren Bedingungen zu erkennen, Gefühle zu formulieren und die eigene Existenz über die Bearbeitung des Inneren verändern zu können. Das Selbst wird somit zu einem inneren Zustand, der Erforschung wie auch eine Umarbeitung verlangt (Castel et al. 1982: 286). Das heißt, die Psyche avanciert in dieser Konzeption zu einem Ort, an dem gearbeitet werden kann und muss. Nicht irrelevant ist

dabei, dass wie bei der Psychoanalyse häufig die heteronormative Kernfamilie als zentrales Konstituens für das Selbst betrachtet wird und dementsprechend genau dieses soziale Setting immer wieder aufgerufen wird (vgl. Illouz 2006, 17). In diesem Sinne betritt hier also eine therapeutische Selbstsorge die Bühne. Das Ziel dabei ist, die Wahrheit des eigenen Selbst zu erkennen, um in befreiender Absicht zu sich selbst zu kommen – ganz das zu werden, was man der Möglichkeit nach angeblich schon ist. Grundsätzlich wird dabei das Selbst als solches – seine Wahrheit – mit einem Wert des Begehrens, mit einem »Begehrens-Wert« belegt (Foucault 1983, 186). Authentizität, Identität und Selbstverwirklichung sind hierfür Begriffe zur Anleitung des Selbst (vgl. Illouz 2006, 45). Weniger also geht es bei dieser Sorge um Reparatur, als um Wachstum und um Entwicklung einer Persönlichkeit. In letzter Konsequenz wird die therapeutische Selbstsorge zu einem normativen Dauerprojekt – denn persönlich wachsen kann man immer.

Wenn wir nun hier einen Zwischenstopp machen und den Aspekt der Macht aufgreifen, dann ist es sicherlich nicht falsch zu behaupten, dass es sich hier um einen neuen Herrschaftsdiskurs handelt, bei dem das Individuum der Norm unterworfen wird, etwas dafür zu tun, ganz es selbst zu werden und psycho-logisch gut für sich zu sorgen. Dieser Diskurs steht im Zusammenhang mit einem »Markt der Seelen«, auf dem die Psyche ein Gegenstand von Dienstleistungen geworden ist (Castel 1988). Dabei werden gesellschaftliche Konfliktverhältnisse als persönliche Probleme umcodiert und entsprechend individualisiert behandelt. In diesem Sinne ist diese Sorge in ihrer Wirkung gewissermaßen ent-politisierend. Und dennoch geht diese Erzählung nicht in einer reinen Herrschaftsgeschichte auf. Denn ein Blick in die Phase des Psychobooms zeigt auch, dass therapeutische Ansätze auch »von unten« gegen Herrschaftsverhältnisse eingesetzt wurden. Das zeigt zumindest die deutsche Frauenbewegung in dieser Zeit, deren Kampf gegen das Patriarchat überhaupt nicht verstanden werden kann, ohne deren Bezugnahmen auf psycho-logische Konzepte und Theorien. Man denke hier nur an die Selbsterfahrungsgruppen (vgl. Bührmann 1995), die – gegen etikettierendes und enteignendes Expertenwissen – therapeutische Anleihen bezogen, um das gesellschaftliche Gewordensein von Frau in kollektiven Zusammenhängen verstehbar und veränderbar zu machen. Das Private zu politisieren war jedenfalls mit einer Investition in die Psyche verbunden und ihre Umarbeitung stellte eine ermächtigende Selbstsorgepraxis für Frauen dar, um das Geschlechterverhältnis als Herrschaftsverhältnis sichtbar zu machen.

Die Ironie der Geschichte aber besteht darin, dass beides zusammen erst – also die psychologisch therapeutische Unterwerfung und die der politischen Ermächtigung – einen Prozess befördert hat, der als Therapeutisierung der Gesellschaft bezeichnet wird (Maasen et al., Anhorn/ Balzereit 2016). In ihm drückt sich aus, dass das Individuum gesellschaftlich etwas Bestimmtes gelernt hat: nämlich ein psychisches Wesen zu sein und dementsprechend seine Verhältnisse zu sich und zu anderen in Begriffen einer inneren Welt zu deuten (vgl. Rose 1998). Das bedeutet, dass sich das Konzept der Psyche grundlegend in die gesellschaftliche Subjektivierungsweise eingeschrieben hat. Mehr noch: Die Psyche ist im Zuge dessen zu einem Punkt der Existenz geworden, auf den sich Machtstrategien beziehen können – und genau das soll der Terminus »Psychopolitik« markieren (vgl. Rau 2010): Es bedeutet anzunehmen, dass sich mit Bezug auf die Psyche eine neue biopolitische Regierungsweise herausgebildet hat und Menschen durch ihre Psyche regierbar geworden sind. Demnach wird durch die Psychopolitik das Verhalten und das Sein des Individuums qua Anrufung seiner Psyche sowohl normalisiert als auch reguliert. Die Psyche ist in dieser Perspektive weniger eine innere Disposition, die jemand ‚hat‘. Sie ist hingegen ein Modus, anderen und sich selbst ausgesetzt zu sein (vgl. Butler 2005: 33). In diesem Sinne ist sie zum einen ein Modus, durch den wir sehr verletzbar geworden sind, denn sie erst schafft und ist die Voraussetzung dafür, dass Praktiken etwa der moralisierenden Erniedrigung, der Beschämung, der Beschuldigung ihre innere Wirkung entfalten und damit einen materiellen Anker im Individuum finden. Zum anderen stellt die Psyche auch einen Modus dar, der zu einer Kraft werden kann, die von etwa Wut oder Trotz getragen wird. Folglich verhält es sich so, dass gerade weil die Psyche eine gesellschaftliche wie individuelle Realität geworden ist, das Individuum genau dort verletzbar ist, aber auch genau dort empörbar.

Daran geknüpft ist entsprechend der Glaube, dass wir uns durch Arbeit am Selbst verändern, befreien wie schützen können. Die damit verbundene Selbstsorge operiert folglich mit der Norm und dem Versprechen, durch psycho-logische Arbeit an sich selbst das eigene Leben im Interesse des eigentlichen, wahren Selbst zu führen. Und das ist ein zweischneidiges Schwert: Es ist attraktiv, da erstmalig in der Geschichte die Möglichkeit besteht, sich mit psychologischen Techniken selbst befreien zu können; und es ist ein neuer Zwang, denn man ist individuell dazu aufgefordert, gut dafür zu sorgen, dass man ganz man selbst sein kann.

Diese dritte Variante der Selbstsorge ist nicht nur in sich ambivalent. In ihrem Verhältnis zu den anderen Selbstsorgeformen spannen sich vielmehr auch neue Ambivalenzen auf. Auf der einen Seite lässt sich empirisch tatsächlich zeigen, dass die therapeutische Selbstsorgepraxis

die Legitimität dafür liefert, sich etwa gegenüber der Anrufung zur unternehmerischen Selbstsorge distanzieren zu können (vgl. Rau 2010). Sie ermöglicht es dem Individuum, die Lohnarbeit zu begrenzen, »Nein zu sagen« und stattdessen etwa ins Yoga zu gehen. Beobachten lässt sich aber auf der anderen Seite, dass die therapeutische Selbstsorgepraxis nicht selten genug den stillen Unterbau für etwa die unternehmerische liefert. So dort, wo etwa die Sorge um den Erfolg ihr emotionales Negativ produziert, dort, wo Angst und Scham entstehen, persönlich zu versagen, oder das schlechte Gewissen nagt, nicht genug aktiv gewesen zu sein. Der Rationalität nach werden dieser Art Gefühle zwar durch die unternehmerische und die aktivierende Sorge evoziert, aber nicht durch sie bearbeitet, dafür braucht es die psycho-logisch therapeutische – und hier leistet letztere entsprechend auch affirmativ ihre Dienste.² Und unabhängig davon ist grundsätzlich zu problematisieren, dass auch die therapeutische Selbstsorge in ihrer Wirkung nicht weniger normativ und drängend als die anderen beiden ist – nur anders. Sie teilt mit ihnen, dass sie auf Responsibilisierung des Individuums abzielt und dabei dessen soziale Abhängigkeit unsichtbar wird (vgl. Duttweiler 2007). Schließlich tragen alle drei Formen ihren Teil zu einem großen gesellschaftlichen Privatisierungsprojekt bei, bei dem die Gesellschaft der Logik nach aus der Sorgearbeit entlassen wird.

(II) Selbstsorgepraktiken und Geschlecht

Dieser von mehreren Seiten kommende Auftrag, für sich selbst gut zu sorgen, ist nicht indifferent gegenüber der geschlechtlichen Existenzweise (Maihofer 1995). Um das zumindest ansatzweise zu zeigen, werde ich mich auf die Sorgearbeit im Privaten im Kontext der gesellschaftlich hegemonialen Form der heterosexuellen Kleinfamilie beziehen und hier die Position der Mutter beleuchten. Und ich will drei Gedanken mit Thesencharakter dazu formulieren. Grundsätzlich gehe ich dabei mit Maihofer von der Diagnose einer Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz im Geschlechterverhältnis aus (Maihofer 2014), die sich – hier verkürzt gesprochen – darin zeigt, dass trotz Erosion der Figur des männlichen Norm(al)arbeiters und neuer Väterlichkeit, Frauen immer noch die Hauptlast der Sorgearbeit im Privaten tragen.

² Sicherlich gilt es hier, noch einmal genauer zwischen den unterschiedlichen Therapieansätzen zu unterscheiden. So ist etwa die Psychoanalyse im Vergleich mit etwa der Verhaltenstherapie grundlegend sperriger gegenüber einer neoliberalen Vereinnahmung, gleichwohl ist auch sie nicht völlig gefeit.

Der ersten Gedanke: Die dreifache Anrufung zur Selbstsorge verändert die Art und erhöht die Menge der zu leistenden Carearbeit für Kinder und damit auch das »Muttern«.

Aus meiner Sicht verhält es sich so, dass alle drei Sorgeformen – unternehmerisch, aktivierend und therapeutisch – nicht nur das Selbstverhältnis des Individuums neu bestimmen, sondern sie auch zu einem elterlichen, vor allem mütterlichem Auftrag geworden sind, sofern quasi Eltern bzw. die Mutter stellvertretend diese Selbstsorgearbeit für das Kind übernehmen (sollen). Dies bildet sich in der Praxis darin ab, dass es bei der Sorgearbeit für das Kind heute weit um mehr als nur um Füttern und Windeln geht; angesichts einer Leistungsgesellschaft und der Angst unsicherer Zukunft geht es im Sinne der unternehmerischen Selbstsorge darum, das Kind möglichst früh zu fördern, sein Humankapital zu steigern und es leistungsfähig zu machen. Gleichzeitig soll es glücklich sein, sich in seiner individuellen Besonderheit entfalten und liebevolle Beziehungen erleben, so die therapeutische Anrufung. So hat man als sorgende Mutter nun eine ganze Menge zu tun: Das Kind zur Musikschule, zum Sport, in den Englischunterricht bringen, ihm vorlesen, zuhören, sein Verhalten und seine Auffälligkeiten studieren: Hat das Kind ADHS? Ist es sozial kompetent? All dies schließt mit ein, sich reflektiert mit der eigenen Mutterrolle auseinanderzusetzen und sich gegebenenfalls professionelle Hilfe zu suchen. Ein ganz neues Set an Aktivitäten ist es, das hier an das Muttersein herangetragen wird. Das Ausfüllen dieser Position kann dementsprechend sehr anstrengend sein. Denn was sich mit den drei normativen Selbstsorgeformen verschiebt, sind Intensität, Art und Dauer der Sorge um das Kind. Es wird gleichsam zu einem Projekt und zu einer Daueraufgabe. D.h., dass die Selbstsorgeformen auch die Art der Caretätigkeit und damit das Muttersein verändern, sie eine aktivere, fördernde und psycho-logischere Arbeit mit dem Kind einfordern und dies auch die Quantität der Betreuungs- und Erziehungszeit erhöht (vgl. dazu auch Winker 2010, Schier et al. 2011).

Zweitens: Mit den Selbstsorgeformen entstehen neue Selbstsorgekonflikte

Es ist allerdings nicht nur so, dass die Sorge für das Kind zusätzlich zur eigenen Selbstsorgepflicht hinzukommt und man deshalb ein mehrfach anstrengendes Leben führen muss. Ein anderes Problem kann sein, dass die dreifache Anrufung der Selbstsorge, die ebenso für das Kind gelten soll auch in Widerstreit zu eigenen Selbstsorgeansprüchen geraten kann, so dass innere Konflikte entstehen. Das heißt, Mütter – die traditionell in Deutschland unter dem Verdacht der Rabenmutter stehen – geraten häufig dort in einen Zwiespalt, wo sie zwischen der Sorge für sich selbst und der Sorge für das Kind entscheiden müssen. Auch die

therapeutische Selbstsorge befeuert diesen Konflikt, da hier das Versprechen auf Persönlichkeitsentwicklung der Mutter mit dem Auftrag an sie konkurriert, für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes zu sorgen und gerade die Bedeutsamkeit der Mutter für das Gelingen dessen immer wieder aufgerufen wird. »Verbringe ich eine Stunde mit meinem Kind oder gehe ich lieber mit einer Freundin spazieren?« Um wen kümmere ich mich jetzt? Egal, wie solcher Art Fragen entschieden werden, in der Regel bleibt ein schlechtes Gewissen im einen wie im anderen Fall. D.h. hier entstehen im Kontext der Selbstsorgeformen und der Caretätigkeit neue Konflikte für Mütter, zu denen sie sich verhalten müssen.

Einen dritter und letzter Punkt: Entstehende Sorgekonflikte finden auf der Grundlage bestehender sozialer Ungleichheitsverhältnisse – sexistischen, klassistischen, rassistischen – eine Lösung.

Zwar lässt sich gesellschaftlich eine neue Väterlichkeit erkennen. Dies hat aber wenig dahingehend verändert, dass Frauen stärker als Männer die eher unangenehmen und gesellschaftlich gänzlich abgewerteten Tätigkeiten der Reproduktion, wie das Putzen übernehmen. Den möglichen Konflikt zwischen der Sorge um den Haushalt und der Sorge um sich selbst ist daher einer, den überwiegend Frauen auszutragen haben. Mittlerweile gibt es jedoch zunehmend mehr erwerbstätige Frauen der Mittelschicht, die es sich finanziell leisten können, diese Arbeit outzusourcen, weil sie mehr Zeit für sich, für die Lohnarbeit oder das Kind haben wollen. Man könnte also sagen, aus Gründen der Selbstsorge wird hier eine reproduktive Tätigkeit ausgelagert, mit dem Ziel, sich zu entlasten. Wenn man den Blick nun auf diejenigen richtet, die diese ausgelagerte Arbeit übernehmen, so zeigen zahlreiche Studien, dass dies wiederum Frauen sind, die entweder rassifiziert sind oder aus der Arbeiterschicht stammen (vgl. Gutierrez-Rodriguez 2005, Lutz 2007). Das heißt, hier wird eine Arbeit von Frauen der weißen Mittelschicht weitergereicht an (meist) Frauen, die gesellschaftlich auf Plätze unter ihnen verwiesen sind, wobei hinreichend belegt ist, dass diese Platzierung im Kontext von Migrationsregimen steht und auf rassistischen Konstruktionen basiert (vgl. Apitzsch/Schmidbaur 2010). Aber es ist nicht nur die Arbeit, sondern auch der Sorgekonflikt, der hier weitergegen wird. Gut für sich sorgen zu können, wird weißen Mittelschichtfrauen durch eine Gruppe von Frauen ermöglicht, die qua Klassismus und Rassismus darauf reduziert ist, wenig anerkannte und schlecht bezahlten Jobs wie Putzen zu übernehmen (Altenpflege), die aber selbst keine Lösung ähnlicher Sorgekonflikte

gesellschaftlich realisieren können (vgl. Leonard 2016). Letztlich also wird nicht nur das Problem der reproduktiven Arbeit, sondern auch das der Selbstsorgekonflikte von einem eigentlich gesellschaftlichen Problem zu einem, das Frauen übertragen wird und unter ihnen auf der Basis bestehender Ungleichheitsverhältnisse gelöst wird.

(III) Schluss

Es scheint eine Ironie oder besser ein Widerspruch der Gegenwartsgesellschaft zu sein, dass sie strukturell »sorglos« ist (vgl. Aulenbacher et al. 2015) und dabei gleichzeitig – oder gerade deshalb – die Praxis zur Selbstsorge hochgradig anreizt. Diese Anreizung zeigt sich in der Wirksamkeit unterschiedlicher Formen der Selbstsorge. So speist sich Selbstsorge sowohl aus der neoliberalen Aufforderung, unternehmerisch und aktiv zu sein als auch aus der Macht der Psychopolitik, deren Logik darauf zielt, ganz das zu werden, was man der Möglichkeit nach schon ist. Von Selbstsorge zu sprechen ist damit nichts, das von vorneherein auf der Seite des guten oder gar emanzipativen Lebens stünde. Selbst mit Blick auf die therapeutische Selbstsorgeform lässt sich nicht ungebrochen aufrechterhalten, dass sie ein Bollwerk gegen die Zumutungen und Anforderungen im neoliberalen Postwohlfahrtsstaat ist, denn sie trägt selbst starke normative und unterwerfende Züge. Vielmehr ist Selbstsorge zu einem wichtigen Element von Regierung geworden wie zu einem gesellschaftlichen Auftrag. Das Individuum ist dazu verpflichtet, gut für sich selbst zu sorgen, was heißt Verantwortung für sich und das eigene finanzielle, soziale, physische und auch psychische Wohlergehen zu übernehmen. Diese Aufforderung steht zudem in Beziehung zur Frage des Geschlechts, was sich zumindest zeigt, wenn die Subjektposition der Mutter eingenommen wird. So zeichnet sich etwa ab, dass hier neue Sorgekonflikte auftauchen, mit denen die Einzelne – erneut im Modus der Selbstsorge – umgehen muss, und deren Lösung auf Basis der bekannten Ungleichheitsverhältnisse reguliert wird.

Mit Blick auf das gesellschaftliche Ganze erscheint dies sicherlich eher besorgniserregend, denn ein grundsätzliches Problem besteht darin, dass alle der Selbstsorgeformen einen starken Individualisierungseffekt mit sich bringen, dass gesellschaftliche Konfliktverhältnisse als private Probleme umcodiert und dadurch auch Sorgekonflikte verdeckt werden (Bitzan 2002). Letztlich handelt es sich hierbei auch um eine Wiederauflage einer männlichen Konzeption

des Subjekts, denn es wird als unabhängiges, autonomes Individuum gedacht, das allein aus sich heraus handlungsfähig ist.

Aber ich will die Ambivalenzen und Widersprüche, die hier auch zu finden sind, nicht einfach ausschreiben, sondern umgekehrt ihre Existenz betonen und dafür werben, sie zu suchen – denn prinzipiell können sie ein Ansatz für Kämpfe sein oder sind selbst schon Ausdruck eines Kampfes, der im Kontext von Sorgeverhältnissen steht. Dabei scheint mir wichtig, zwischen den Formen der Selbstsorge, was ihre Möglichkeiten kritisch-emanzipativer Praxis angeht, zu unterscheiden. Grundsätzlich gibt es aus meiner Sicht dafür zwei Kriterien: Das erste Kriterium ist an die Frage geknüpft, ob die Selbstsorgeform das Potential dazu hat, das Sein und Tun der Selbstsorgenden – und damit auch die Selbstsorgepraxis selbst – in einem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang reflektieren zu können, ob sie es letztlich also ermöglicht, sich selbst in Macht- und Herrschaftsverhältnissen betrachtbar zu machen.

In diesem Kontext sehe ich in der therapeutischen Selbstsorgeform, wenn sie eine gesellschaftskritische Ausrichtung annimmt,³ durchaus einen ersten Ansatzpunkt, weil in ihr ein zugleich verwundbares und empörbares Moment enthalten ist. So kann sie dem Individuum dann ein schützender Beistand sein, wenn sie die oftmals strukturell gewaltförmigen Subjektivierungs- und Verwerfungsprozesse ökonomisch-neoliberaler Anrufungen sichtbar machen hilft und demgegenüber eine Empörung anregt. Gleichwohl bleibt hier ein Haken, denn diese Praxis müsste selbst zeigen helfen, dass auch sie mit Unterwerfungen verknüpft ist, nicht selten auch neoliberale Kooptionen eingeht und sie allemal ein individualisierendes Projekt ist. Dementsprechend sehe ich ein zweites Kriterium in dem Aspekt der Privatisierung der Selbstsorge. Wenn Selbstsorge nicht über die Idee der Arbeit Einzelner an einem individuellen Problem hinauskommt, bleibt ihr emanzipatives Moment deutlich beschränkt. Zwar mag sie dann dem Subjekt dazu verhelfen, das eigene Leben gut und im besten Fall mit kritischem Abstand in den gegebenen Bedingungen zu bewältigen, sie führt aber die herrschaftlichen Prozesse der Privatisierung und der Reproduktion der Verhältnisse fort.

Aber mit Blick zurück auf die Geschichte der Psychopolitik und die Frauenbewegung lässt sich bemerken, dass dies nicht immer der Fall sein muss und Selbstsorge auch ein gesellschaftlich emanzipatives und gesellschaftlich transformierendes Potenzial haben kann.

³ Hier ist sicherlich zuvörderst an die Psychoanalyse (in ihrer Doppelfunktion als Therapieansatz und als Gesellschaftstheorie) zu denken.

Frauen haben damals das Private politisiert und im Kollektiv therapeutische Selbstsorgepraktiken gelebt, um sich individuell, aber im Kontext einer sozialen Gruppe und eines herrschaftlichen Gesamtzusammenhangs besser verstehen zu können. Oft sind darüber freundschaftliche Beziehungen und soziale Bande entstanden, die eine Kraft für den Streit um eine andere Existenzweise und andere gesellschaftliche Verhältnisse in sich bargen. Heute müssten neue, ähnliche und andere Formen gefunden werden, um das Private zu politisieren und die Bedingungen zu verändern, die erst die Selbstsorge auf den Plan rufen.⁴ Nicht zuletzt müsste es darum gehen, auch für ein Mehr an sozialer Infrastruktur und damit für öffentliche Güter und Zusammenhänge zu streiten, die Menschen benötigen, um ein Leben zu führen, das nicht von Selbstsorge getrieben ist (vgl. AG linksnetz 2010). Die therapeutische Selbstsorge wäre hier mit dem sozial entrechteten aktivierten Selbst ins Gespräch zu bringen, um ein Recht auf gesellschaftliche Versorgung wieder geltend zu machen (vgl. Lorey 2015). Schließlich – und um mit Sabine Stövesand zu schließen – funktionieren Enteignungen und Umschreibungen nicht nur in eine Richtung (vgl. Stövesand 2007).

⁴ Es gibt hier ja auch Ansätze, auf die man sich bereits beziehen kann: So etwa die Diskussionen, Initiativen und Vernetzungen, die unter dem Schlagwort Care Revolution firmieren, vgl. Winker 2015.

Literatur:

- AG linksnetz (2010): Sozialpolitik als Bereitstellung einer sozialen Infrastruktur. http://www.links-netz.de/K_texte/K_links-netz_sozpol.html; Zugriff: 14.01.2017.
- Anhorn, Roland/ Balzereit, Marcus (2016): Die »Arbeit am Sozialen« als »Arbeit am Selbst«. In: Dies. (Hg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit. Wiesbaden, 21-31
- Apitzsch, Ursula/ Schmidbaur, Marianne (Hg.) (2010): Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen, Opladen & Farmington Hills
- Aulenbacher, Brigitte/ Dammayr, Maria/ Decieux, Fabienne (2015): Prekäre Sorge, Sorgearbeit und Sorgeproteste. Über die Sorglosigkeit des Kapitalismus und eine sorgsame Gesellschaft. In: Völker, S./ Amacker, M. (Hg.): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge, Politik. Weinheim und Basel, 59-74
- Bitzan, Maria (2002): Sozialpolitische Ver- und Entdeckungen. Geschlechterkonflikte in der Sozialen Arbeit. In: Widersprüche, 22. Jg., Heft 84, 27-42
- Bock, Gisela/ Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität 1976. Berlin, 118-199
- Bourdieu, Pierre (1998): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz
- Bührmann, Andrea D. (1995): Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse. Münster
- Brennan, Teresa (2003): Globalization and its Terrors: Daily Life in the West. New York
- Butler, Judith (2005): Gefährdetes Leben. Frankfurt am Main
- Butterwegge, Christoph et al. (2007): Kritik des Neoliberalismus, Wiesbaden
- Castel, Françoise et al. (1982): Psychiatrisierung des Alltags. Produktion und Vermarktung der Psychowaren in den USA. Frankfurt am Main
- Castel, Robert (1988): Der Markt der Seele. In: Kamper, D./ Wulf, C. (Hg.): Die erloschene Seele. Disziplin, Geschichte, Kunst, Mythos. Berlin, 38-49
- Dahme, Heinz-Jürgen/ Wohlfahrt, Norbert (2002): Ein neues sozialpolitisches Leitbild und seine Konsequenzen für die soziale Arbeit. In: np Beiträge, H. 1, 10-32
- Demirovic, Alex (2008). Neoliberalismus und Hegemonie. In: Butterwegge, Ch. et al. (Hg.): Neoliberalismus. Analysen und Alternativen. Wiesbaden, 17-33
- Duttweiler, Stefanie (2007): Beratung als Ort neoliberaler Subjektivierung. In: Anhorn, R. et al. (Hg.): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Wiesbaden, 261-276
- Federici, Silvia (1975/2012): Wages against Housework. In: Dies.: Revolution at Point Zero. Housework, Reproduction, and Feminist Struggle. New York, 15-22

- Foucault, Michel (1983/1976): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main
- Foucault, Michel (2004/1979): Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik. Frankfurt am Main
- Gleißmann, Wilfried/ Peters, Klaus (2001): Mehr Druck durch mehr Freiheit, Hamburg
- Gutierrez Rodriguez, Encarnacion (2005): Das postkoloniale Europa dekonstruieren. Zu Prekarisierung, Migration und Arbeit in der EU. In: Widerspruch, 48/05, 81-83
- Harvey, David (2007): Kleine Geschichte des Neoliberalismus. Zürich
- Haug, Frigga (2012): Woher kommen alle diese Reparaturarbeiten? Eine Theorie von Sozialarbeit braucht eine Sozialtheorie von Gesellschaft. In: Eichinger, U. / Weber, K: (Hg.): Soziale Arbeit: texte kritische psychologie 3: Berlin,
- Illouz, Eva (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurt am Main
- Kessler, Fabian/ Otto Hans-Uwe (2009): Soziale Arbeit ohne Wohlfahrtsstaat? In: Dies. (Hg.): Soziale Arbeit ohne Wohlfahrtsstaat? Zeitdiagnosen, Problematisierungen und Perspektiven. Weinheim und München, 7-21
- Leonard, Sarah (2016): Geschlecht und Klasse. In: Dies./Bashar, S. (Hg.): Die Zukunft, die wir wollen. Radikale Ideen für eine neue Zeit. München, 60-71
- Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen: Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Berlin
- Lorey, Isabel (2015): Freiheit und Sorge. Das Recht auf Sorge im Regime der Prekarisierung. In: Völker, S./ Amacker, M. (Hg.): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge, Politik. Weinheim und Basel, 26-41
- Tändler, Maik (2011): Therapeutisierungsprozesse in Westdeutschland in den späten 1960er- und 1970er Jahren. In: Maasen, S. et al. (Hg.): Das beratene Selbst: Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebziger. Berlin, 59-94
- Lutz, Helma (2007): ›Die 24-Stunden Polin‹. Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen. In: Klinger, C. et al. (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/ New York, 210-234
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt am Main
- Dies. (2014): Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Benke, Cornelia et al. (Hg.): Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden, 313-334
- Marx, Karl/ Engels, Friedrich – Werke (1968): Band 23, »Das Kapital«, Berlin/ DDR
- Moldaschl, Manfred/ Sauer, Dieter (2000): Internalisierung des Marktes. Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft. In: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Berlin, 205-224
- Rau, Alexandra (2010): Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft, Frankfurt am Main
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt am Main

- Rose, Nikolas (1998): *Inventing Our Selves. Psychology, Power and Personhood*. Cambridge
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin/Szymenderski, Peggy (2011): Entgrenzung von Arbeit und Familie - mehr als Prekarisierung. In: *WSI Mitteilungen*. H. 8, 402-408
- Sonntag, Michael (1988): *Die Seele als Politikum. Psychologie und die Produktion des Individuums*. Berlin
- Steinert, Heinz (2008): ›Soziale Ausschließung‹. Produktionsweisen und Begriffs-Konjunkturen. In: Klimke, D. (Hg.): *Exklusion in der Marktgesellschaft*. Wiesbaden, 19-30
- Stövesand, Sabine (2007): Doppelter Einsatz: Gemeinwesenarbeit und Gouvernamentalität. In: Anhorn, R. et al. (Hg.): *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme*. Wiesbaden, 277-294
- Tändler, Maik (2011): »Psychoboom«: Therapeutisierungsprozesse in Westdeutschland in den späten 1960er und 1970er Jahren. In: Maasen, S. et al. (Hg.): *Das beratene Selbst: Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebzigern*. Bielefeld, 59-94
- Voß, Günther G./ Pongratz, Hans (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 50, H. 1, 131-158
- Winker, Gabriele (2010): Prekarisierung und Geschlecht. Eine intersektionale Analyse aus Reproduktionsperspektive. In: Manske, A./ Pühl, K. (Hg.): *Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtstheoretische Bestimmungen*. Münster, 165-184
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld